

Hubert Wißkirchen

Ein Blick zurück (ohne Zorn)

Es ist schon erstaunlich, wie wenig Sichtbares von einem langen Lehrerleben zurückbleibt, wenn man sich auf die quasi amtlichen Aspekte beschränkt: ein knapp 50 cm hoher Stapel von Lehrerkalendern mit Tausenden von Schülernamen und noch mehr Noten aller Art. - Insgesamt sind es 35 Kalender für 34 Schuljahre. Die Asymmetrie geht auf die beiden Kurzschuljahre zwischen April 1966 und Juli 1967 zurück. - Anders sieht das allerdings aus, wenn man die inhaltliche Seite in den Blick nimmt: Die Unterrichtsmaterialien, die sich im Laufe der Zeit angesammelt haben, füllen ganze Regale mit Ordnern voller Arbeitsblätter, Klausurthemen u. ä.. Da gibt es ca. 25 Meter Tonbänder, Toncassetten, ganz zu schweigen von den vielen Büchern, LP's und CD's, von Disketten und Festplatten, die man sich überwiegend für Unterrichtszwecke angeschafft hat. (Es ist der Öffentlichkeit nicht ganz bewußt, wieviel Geld ein Lehrer aus eigener Tasche für den Staat hinlegt!)

Wie bescheiden waren aber die Anfänge. Als ich am 9. April 1964 – das war damals der Schuljahresanfang - als Assessor mit den Fächern Musik und Latein am Humboldt-Gymnasium meine erste Stelle antrat, gab es dort keinen Musikraum und keine funktionierende Musikanlage. Musikunterricht fand in der Aula statt. Das erste, was ich mir von meinem Assessorengehalt kaufte, war ein großes Grundig-Tonbandgerät, mit dem ich mir im Rundfunk Musikstücke für den Unterricht mitschnitt und das ich täglich in die Schule schleppte. Der Unterricht in der Aula hatte unter anderem auch folgenden Nachteil: er bot die Möglichkeit, das Problem des Vertretungsunterrichts elegant zu lösen: Herr Reichenbacher, der damalige Verwaltungsoberstudienrat, schickte im Notfall die verwaisten Klassen einfach in die Aula. Ich erinnere mich, gelegentlich mit drei Unterstufenklassen konfrontiert gewesen zu sein. Und die waren damals nicht klein (bis zu vierzig Schüler). Die Möglichkeit zum Vervielfältigen und Kopieren gab es nicht. Texte (für Klassenarbeiten) und Notenbeispiele mußten an die Tafel geschrieben werden. Bei etwas umfangreicheren Materialien geschah das in den Pausen. In den großen Pausen fanden anfangs nicht selten auch zusätzliche Chorproben statt, denn gut 2 Monate nach meinem Amtsantritt war der erste Auftritt bei der Feier zum 17. Juni.

Die eigentlichen Herausforderungen meiner „frühen Jahre“ lagen aber ganz woanders. Nie werde ich den „Schock“ vergessen, als (1965) in den Fluren der Unterstufenklassen mir allenthalben provozierend das „I Can't Get No Satisfaction“ der Rolling Stones entgegenschallte und (etwas später) in Oberstufenklassen die bisherigen Bildungsgegenstände „hinterfragt“ wurden. Ich spürte, daß hier ein Problem ganz neuer Qualität sich mir stellte. Aber welche Chancen ergaben sich dadurch letztlich für den Musikunterricht und für die Erweiterung des eigenen musikalischen Erfahrungshorizontes! Da weder stures Durchziehen der bisherigen Unterrichtsinhalte noch Kapitulation oder faule Kompromisse eine Perspektive boten, blieb nur der Weg des offenen Eingehens auf das Neue und der Versuch, Altes und Neues in modifizierten Konzepten zu integrieren. Das ist für mich die schönste Erfahrung meines Lehrerlebens, daß es trotz aller Veränderungen immer wieder Brücken zur Jugend gibt und daß man selbst ein Leben lang ein Lernender bleibt. Beim Stöbern in alten Unterlagen fand ich als frühen Beleg für dieses Geben und Nehmen zwischen Lehrer und Schüler das Manuskript eines Vortrages, den ich am 22. 11. 1965 in der Herz-Jesu-Pfarrei in Düsseldorf vor Eltern und Schülern gehalten habe. Das Thema lautete: „Beat und andere Musik. Der Jugendliche und sein Verhältnis zur Musik“. Darin ging es u. a. auch um „Satisfaction“. Das Ganze ging zurück auf einen Schüler der Unterprima (Jahrgangsstufe 12), der in der Pfarrei aktiv war. Der ursprüngliche Auslöser war aber ein anderer Schüler, dessen Vater Arzt war. Der brachte mir ein Werbegeschenk von Bayer-Leverkusen mit: auf beschichtete Pappe gepreßte Aufnahmen authentischer afrikanischer Musik. So etwas hatte ich damals noch nicht gehört. Das Faszinierende war, daß sich von der afrikanischen Musik her eine erhellende Perspektive zur Deutung von „Satisfaction“ ergab, die in der unterrichtlichen Umsetzung dann die Schüler auf die Idee brachte, das nach außen zu tragen.

Was mir Humboldt bedeutet? Diese Schule ist mir ein Stück Heimat, in der ich mich wohlfühle. Sie gab mir mit ihrem offenen Geist, dem freundschaftlich-ungezwungenen Umgangston im Kollegium und vor allem mit ihren immer wieder auch positiv überraschenden Schülern und Schülerinnen die Möglichkeit, meinen Beruf so auszuüben, daß die vielen guten Erlebnisse die unausbleiblichen Frustrationen erträglich machten. Dafür bin ich dankbar.

19. 4. 1998

für das Humboldt-Jahrbuch 1998